

Hand in Hand?! Ältere zugewanderte Menschen in Familie und Gesellschaft
2. Fach- und Vernetzungstagung des Forums für eine kultursensible Altenhilfe
5. und 6. Oktober 2009, Bonn-Bad Godesberg

Migration und Familie: Intergenerationale Beziehungen in vergleichender Perspektive

Gliederung:

- I. Einleitende Bemerkungen
- II. Generationenbeziehungen in der einheimischen Bevölkerung
- III. Generationenbeziehungen im Migrationskontext
- IV. Befunde zu Generationenbeziehungen von älteren Migrantinnen und Migranten
- V. Zusammenfassung und Ausblick

I. Einleitende Bemerkungen

Für eine Forschungsarbeit habe ich vor einiger Zeit ältere türkeistämmige Migranten interviewt. Mich interessierte die Frage, warum viele zwischen ihrem Herkunftsland und Deutschland pendeln, also einige Zeit hier und einige Zeit dort leben (vgl. Krumme 2004). Das Thema der Generationenbeziehungen, so lernte ich, spielt dabei eine wichtige Rolle. Eigentlich würde viele Ältere gerne zurückkehren; mit dieser Vorstellung waren sie ja damals gekommen. Aber ihre Kinder und Enkel leben jetzt in Deutschland. Sie sind unter anderem ein Grund dafür, dass Ältere immer wieder in ihre „zweite Heimat Deutschland“ zurückkehren. Auf die Frage, wie sie sich die Zeit vorstellen, wenn sie aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr viel reisen können und auf Hilfe angewiesen sind, erhielt ich unterschiedliche Antworten. Die wenigsten Älteren haben konkrete Pläne. Oft hörte ich den Satz: „Bei uns ist es ja eigentlich so, dass sich die Kinder kümmern. Aber ob unsere Kinder das können und tun werden? Sie arbeiten, haben selbst Kinder. Wir wollen unseren Kindern nicht zur Last fallen.“ Hier zeigte sich einerseits eine bestimmte Erwartung, andererseits das Verständnis dafür, dass es für die Kinder schwierig sein wird, diese Erwartung zu erfüllen.

Ich wollte dann mehr über die Generationenbeziehungen bei Migranten wissen, denn die Bilder, die in der Öffentlichkeit über die Eltern-Kind-Beziehungen in Migrantenfamilien existieren, sind widersprüchlich (vgl. BMFSFJ 2000). Einerseits wird ein harmonisches,

solidarisches Familienbild gezeichnet. Demnach haben sich die Migranten etwas bewahrt, das bei den Deutschen abhanden gekommen ist: der funktionierende Familienzusammenhang. Dies ist das Bild von der harmonischen „Gastarbeiter-Großfamilie“ (z.B. Kaewnetara & Uske 2001). Das Familienpotenzial, also Unterstützungsleistungen innerhalb der Familie, wird als ein Vorteil von Migranten gegenüber der alteingesessenen Bevölkerung formuliert. Die Migranten seien eingebunden in größere, dichtere und funktional mehrdimensionale familiäre Netzwerke: Diese „Selbstheilkräfte“ ethnischer Gruppen sorgten für die notwendige Unterstützung in Notsituationen, auch im Alter (vgl. Reinprecht 2006, 94). Andererseits herrscht eine Problemsicht vor. „Es bröckeln in der Migration die viel zitierten stützenden Familiengefüge der Herkunftskulturen, da die zweite und dritte Generation mehr und mehr ihren eigenen Weg geht“ (z.B. AiD 2000). Diese Diskussionen sind durchzogen von Krisendiagnosen. Prognostiziert werden Generationenkonflikte, ein Auseinanderbrechen vormals intensiver Solidaritätsbeziehungen und die Isolation der Älteren.

Bröckeln nun in der Migration die Familienbezüge, d.h. entfremden sich Familienmitglieder voneinander, oder haben sich Migranten mit einem engen Familienverband etwas bewahrt, wovon einheimische Deutsche nur träumen können? Wie also steht es um die Familienpotenziale der in Deutschland lebenden Migranten im mittleren und höheren Alter im Vergleich zu jenen der Einheimischen? Diese Frage stellt sich immer dringlicher. Wir erleben in der ausländischen bzw. zugewanderten Bevölkerung derzeit einen Alterungsprozess, der dem in der einheimischen Bevölkerung vergleichbar ist. Die absolute Zahl und der Anteil der Älteren an allen Ausländern bzw. Migranten nehmen zu: Bei einer insgesamt jüngeren Altersstruktur stellen ältere Migranten derzeit einer der in der Gesamtbevölkerung am stärksten wachsende Gruppe dar.

Ich werde heute einige Befunde zu Generationenbeziehungen vorstellen, die auf den bisher besten verfügbaren, bundesweiten Daten zu diesem Thema beruhen (Alterssurvey 2002 des Deutschen Zentrums für Altersfragen, vgl. Baykara-Krumme & Hoff 2006, Engstler & Wurm 2006). Insgesamt ist die Datenlage zu älteren Migranten sehr begrenzt und äußerst unbefriedigend (vgl. Adolph 2001, Zeman 2005, Menning & Hoffmann 2009), und auch diese Daten weisen Nachteile auf (siehe unten).

In der soziologischen Forschung dominiert für die Messung der Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern das Modell der „Intergenerationalen Solidarität“, das von amerikanischen Soziologen entwickelt wurde (Bengtson & Roberts 1991, Giarrusso et al. 2005). Es dient der Erfassung von Kontakt- und Unterstützungsformen bzw. Konflikten

zwischen den Familienmitgliedern. Die Befunde, die ich heute präsentieren werde, beziehen sich vor allem auf diese Aspekte:

- Wohnentfernung (Strukturelle Dimension)
- Kontakthäufigkeit (Assoziative Dimension)
- Emotionale Verbundenheit (Affektive Dimension)
- Austausch von Unterstützungsleistungen (Funktionale Dimension)
- Konflikthäufigkeit (Konflikt-Dimension)

Ich möchte im Folgenden zunächst auf die Generationenbeziehungen in der *einheimischen* Bevölkerung in Deutschland eingehen. Sie bilden den Hintergrund, vor dem dann die Generationenbeziehungen in Migrantenfamilien diskutiert werden.

II. Generationenbeziehungen in der einheimischen Bevölkerung

Seit einigen Jahren werden Generationenbeziehungen in der einheimischen Bevölkerung intensiv beforscht. Hintergrund ist der bereits erwähnte demographische Wandel (vgl. BMFSFJ 2005, Kocka u.a. 2009). Die Lebenserwartung steigt und gleichzeitig erleben wir einen Rückgang der Geburtenzahlen. Kinder haben heute oftmals mehr Großeltern als Geschwister oder Cousins. Dies bedeutet: Es gibt kleinere und weniger belastbare Unterstützungsnetzwerke für ältere Menschen. Gleichzeitig heißt dies aber auch, dass es ein steigendes Potenzial für Unterstützung und Transfers von den Eltern und Großeltern an einzelne Kinder gibt. Dies ist ein zentrales Ergebnis der Forschung: Ältere helfen ihren Kindern und pflegen intensive Beziehungen mit ihnen (z.B. Kohli u.a. 2000, Hoff 2006).

Man war zunächst lange davon ausgegangen, dass in modernen Gesellschaften, mit der Industrialisierung und Urbanisierung, ein Zerfall des erweiterten Familienverbands stattfindet (vgl. Kohli 1999). Ältere Familienmitglieder würden in der modernen Gesellschaft isoliert und von ihren erwachsenen Kindern alleingelassen. Familienforscher haben gezeigt, dass die Behauptung, die Familie sei in der Krise, den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess bereits seit Beginn des 19. Jahrhunderts prägt. Faktisch ergibt sich jedoch vorwiegend ein anderes Bild. Erstens war „früher nicht alles besser“. Die Drei-Generationen-Familie, in der drei Generationen unter einem Dach leben, hat es in Westeuropa selten gegeben. Ein wichtiger Grund war unter anderem die geringe Lebenserwartung und ein spätes Heiratsalter (z.B. Nave-Herz 1998, 296, Peukert 1999, 253). Wenn die Enkel geboren wurden, lebten die Großeltern oftmals schon nicht mehr. Und wenn sie lebten, dann in breiten Bevölkerungsschichten typischerweise nicht im selben Haushalt (z.B. Ehmer 2000, 184ff.).

Zweitens ist die Lebenserwartung heute deutlich höher und man kann gleichzeitig Tochter, Mutter und Großmutter sein. Drei- oder Vier-Generationen-Haushalte gibt es zwar selten. Aber die Forschung hat gezeigt, dass viele Familienmitglieder sehr nah beieinander wohnen und sich schnell erreichen können. Man spricht heute von der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“ (Bertram): Die Familienmitglieder leben an verschiedenen Orten, halten aber enge Beziehungen zueinander. Ein zentraler Befund ist, wie erwähnt, dass einheimische Ältere selbst produktiv sind und Unterstützung in der Familie für Kinder und Enkelkinder leisten. Sie sind demnach in der überwiegenden Mehrheit weder isoliert, noch lediglich Empfänger familialer Leistungen. Als Fazit lässt sich formulieren:

„Die Netzwerke zwischen Familiengenerationen leisten somit einen bedeutenden Beitrag zur sozialen Wohlfahrt. Sie wirken als „Versicherung“ für die sog. Lebenslauftrisiken von Kindern, als Unterstützung der elterlichen Erziehungsleistungen und als Quelle für Pflegeleistungen. Ebenso bedeutend ist ihr Beitrag zur gesellschaftlichen Integration der Altersgruppen und Generationen“ (Kohli 2009, 94).

III. Generationenbeziehungen im Migrationskontext

Nun stellt sich die Frage, warum Migrantenfamilien sich eigentlich von den Einheimischen unterscheiden sollten. Da sind zwei Aspekte zu nennen.

1. Kultureller Herkunftskontext: Viele ältere Migrantinnen und Migranten, die heute in Deutschland leben, stammen aus Ländern mit einer besonders ausgeprägten Familienorientierung. Die internationale Forschung zu Generationenbeziehungen zeigt, dass es verschiedene „Familienkulturen“ oder „Familiensysteme“ gibt, je nach ökonomischer Entwicklung und kultureller und religiöser Tradition der Länder und Volksgruppen (vgl. Nauck & Suckow 2006, Attias-Donfut u.a. 2005, Albertini u.a. 2007). In Europa spricht man z.B. von „starken“ Familien in den südeuropäischen Ländern und „schwachen“ Familien in den nordeuropäischen Staaten.

Dies hängt eng mit der jeweiligen Familienpolitik und den staatlichen sozialen Sicherungssystemen zusammen (z.B. Blome u.a. 2008, Saraceno 2009). In den meisten südeuropäischen Ländern, aus denen viele in Deutschland lebende Arbeitsmigranten stammen, wie auch in den Ländern der sogenannten Dritten Welt, ist der Umfang von Familienpolitik und entsprechenden Leistungen äußerst gering. Entsprechend gibt es hohe Erwartungen an die Familiensolidarität und Verpflichtungen der einzelnen Familienmitglieder füreinander. In diesen „familialen Wohlfahrtsregimes“ wird davon ausgegangen, dass sich die Familien selbst helfen. Aufgrund fehlender Alternativen (fehlende Hilfen für die Älteren, für die jungen Arbeitslosen, für erwerbstätige Mütter usw.) wird familiäre Hilfe praktisch

erzungen. In den kontinental- und nordeuropäischen Ländern existieren dagegen ausgebaute wohlfahrtsstaatliche Systeme, die Leistungen für den Einzelnen und die Familien erbringen.

Dabei ist es allerdings nicht so, dass ein starker Staat die Familie *verdrängen* würde und damit die Familie als Unterstützungsressource an Bedeutung verliert. Im Gegenteil zeigt die Forschung, dass staatliche Leistungen *zusätzliche* integrative, emotionale und auch instrumentelle Hilfen durch die Familie ermöglichen (vgl. Künemund & Rein 1999, Künemund & Vogel 2006). In den Ländern, wo es ein funktionierendes soziales Sicherungssystem gibt, *kann* die Familie unterstützend wirken ohne existenzielle Hilfe bereitzustellen zu *müssen*. Damit werden zusätzliche Kräfte frei. Das heißt: Die Individuen sind in den verschiedenen Ländern und Kulturen unterschiedlich stark auf die Familie angewiesen und Familien sind entsprechend verschieden stark gefordert. Aber die Forschung zeigt, dass sie vor allem unterschiedliche Formen von Hilfe, in unterschiedlicher Intensität leisten. Der emotionale Familienzusammenhalt selbst ist gar nicht so verschieden.

2. Migrationserfahrung: Migranten transferieren Einstellungen und Verhaltensmuster nicht ohne weiteres aus dem Herkunftskontext ins Einwanderungsland. Die Migrationserfahrung und das Leben in einer anfänglich fremden Umgebung, als Angehöriger einer Minderheit, sind prägende Erfahrungen, die sich auf die Generationenbeziehungen auswirken können (vgl. Nauck 1997, 2000). In der Forschung dominierte diesbezüglich lange eine pessimistische Sichtweise. Die räumliche Trennung der Familie durch die Migration – oft lebten Kinder und Eltern ja eine zeitlang getrennt voneinander – und unterschiedliche Lebensentwürfe in der ersten und zweiten Migrantengeneration führen demnach zu einer Schwächung des Familienzusammenhangs, wenn nicht gar zu einem Generationenkonflikt in Folge eines Kulturkonflikts in der Familie („De-Solidarisierung“). Diese Erfahrungen können Generationenbeziehungen auch auf Dauer – negativ – prägen.

Andererseits kann die Migration dazu führen, dass die Familie, die gemeinsam im Einwanderungsland lebt, näher zusammenrückt. Weil andere soziale Netzwerke fehlen, zumindest am Anfang, kann die Bedeutung der Kernfamilie zunehmen (Nauck & Kohlmann 1998). In Studien konnte gezeigt werden, dass es Eltern in einem Migrationskontext besonders wichtig ist, ihren Kindern die Werte und Traditionen ihres Herkunftslandes zu vermitteln. Sie kümmern sich daher in jungen Jahren besonders um einen intensiven Austausch und Dialog („Solidarisierung“) (vgl. BMFSFJ 2000), der sich möglicherweise in späteren Lebensjahren noch in besonders engen Generationenbeziehungen widerspiegelt. Und die Beziehungen zu den eigenen oftmals im Herkunftsland lebenden Eltern müssen – trotz der

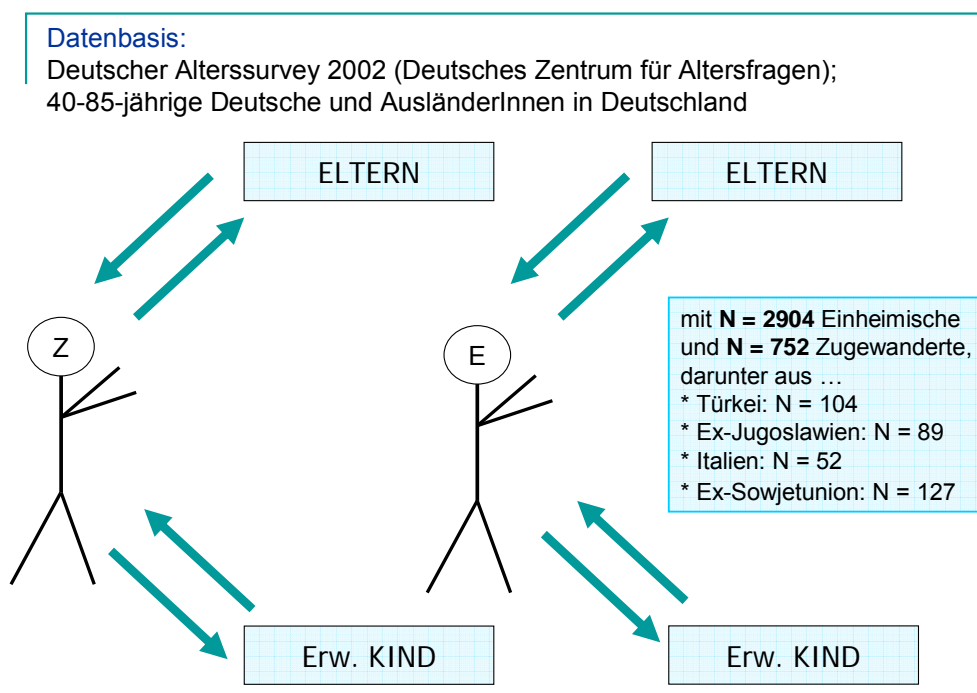
räumlichen Trennung – heute gar nicht so schlecht sein: Aufgrund der technischen Entwicklung im Bereich des Transports und der Kommunikation in den vergangenen Jahren sind enge transnationale, d.h. grenzüberschreitende Bindungen möglich (vgl. Pries 1996).

IV. Befunde zu Generationenbeziehungen von älteren Migrantinnen und Migranten

Befragt wurden im Alterssurvey Deutsche und Ausländer bzw. Einheimische und Migranten im Alter zwischen 40 und 85 Jahren. Ich möchte das Thema der Generationenbeziehungen bei Zugewanderten im mittleren und höheren Alter im Folgenden von zwei Seiten betrachten:

- die Beziehungen zu den eigenen Eltern („Großeltern“)
- die Beziehungen zu den eigenen erwachsenen Kindern.

Diese werden dann im Vergleich zwischen Zugewanderten und der einheimischen Bevölkerung diskutiert.

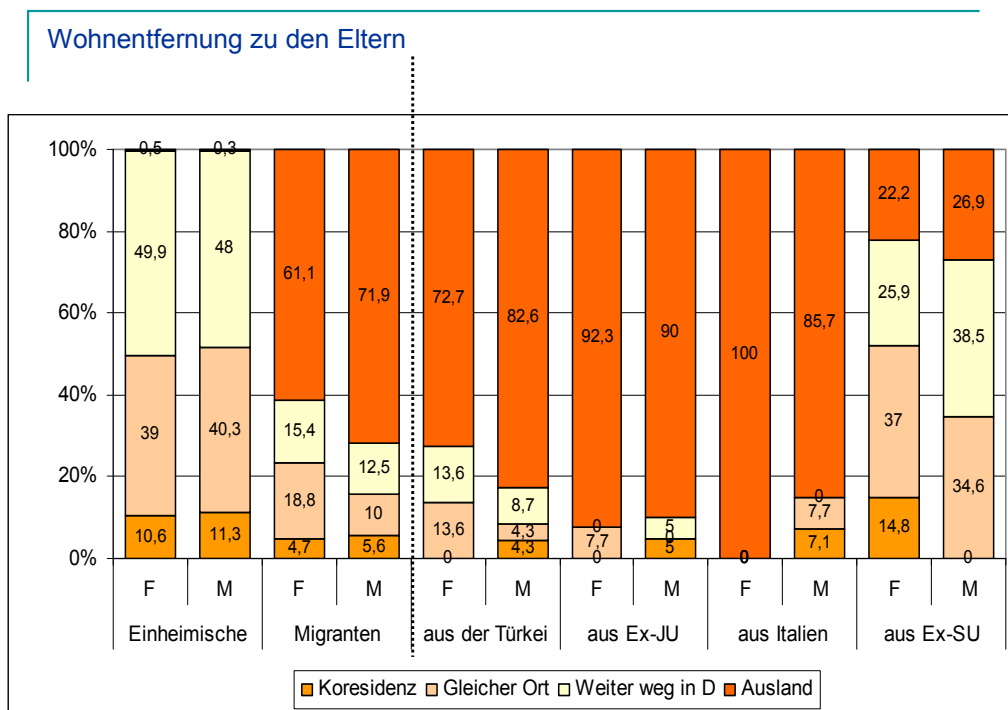


Aufgeführt sind hier auch die Fallzahlen für die einzelnen Migrantengruppen, auf denen die im Folgenden dargestellten Analysen beruhen. Vor allem die Zahl der Migrantinnen und Migranten aus Italien ist äußerst gering. Die nachfolgenden, nach Geschlecht differenzierten Ergebnisse stellen somit für die einzelnen Migrantengruppen lediglich Tendenz-Aussagen dar (vgl. Baykara-Krumme & Hoff 2006).

1. Wohnentfernung zu den Eltern

Die erste Fragestellung lautet, wie weit entfernt Befragte und ihre Eltern auseinander wohnen. Dies ist eine wichtige Information bspw. über die strukturellen Möglichkeiten für gegenseitige Hilfe.

Hier interessieren vor allem zwei Gruppen: 1. Jene Personen im mittleren und höheren Alter, die mit ihren Eltern unter einem Dach leben, und 2. jene Personen, deren Eltern im Ausland, also sehr weit weg wohnen, typischerweise im Herkunftsland.



Quelle: Alterssurvey

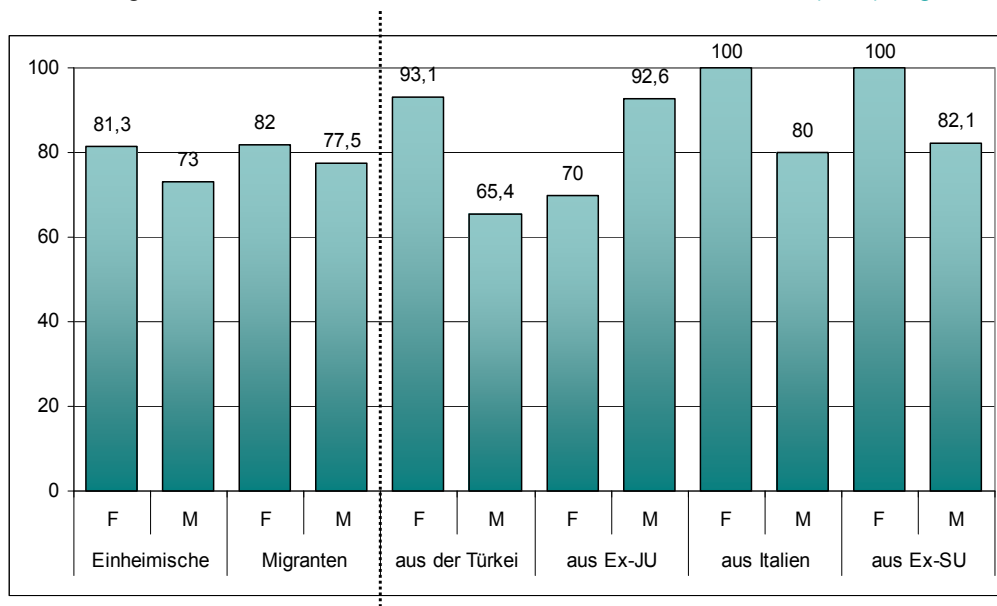
Die Daten zeigen, dass gut doppelt so viele Einheimische wie Migranten mit mindestens einem Elternteil zusammenleben. Man sieht hier außerdem, dass etwas die Hälfte der Befragten im gleichen Ort wie ihre Eltern leben. Bei den Migranten ist das völlig anders. Weit über die Hälfte aller Eltern leben im Herkunftsland. Es gibt deutliche Unterschiede zwischen einzelnen Migrantengruppen: Während die angeworbenen Arbeitsmigranten aus den südeuropäischen Ländern und der Türkei typischerweise zunächst allein immigrierten, ihre Eltern zurückließen und später ihre Partner und Kinder nachholten, reisten Aussiedler oftmals im mehrgenerationalen Familienverband nach Deutschland (vgl. Herwartz-Emden 2000). Diese unterschiedlichen Migrationsmuster spiegeln sich hier wider. Sie bilden unterschiedliche strukturelle Voraussetzungen für die Generationenbeziehungen und beeinflussen zum Teil den Hilfeaustausch (siehe unten).

2. Emotionale Nähe zu den Eltern

Hinsichtlich der emotionalen Verbundenheit mit den eigenen Eltern zeigen sich insgesamt ausgesprochen hohe Werte. Durch die große Entfernung ist die emotionale Bindung offensichtlich nicht getrübt. Im Gegenteil: Betrachtet man alle Migrantengruppen, so zeigen sich sehr ähnliche, und zum Teil höhere Werte als bei den Einheimischen. Die Werte für die Frauen liegen in der Regel über jenen der Männer, bei Einheimischen und bei Zugewanderten. Die Werte variieren bei den einzelnen Migrantengruppen. (Allerdings handelt es sich hier lediglich um Annäherungswerte, da diese Ergebnisse zum Teil auf sehr kleinen Fallzahlen beruhen). Insgesamt zeigt sich eine deutlich größere Wohnentfernung zu den Eltern, dennoch aber eine ähnlich hohe und zum Teil noch größere emotionale Verbundenheit bei Migrantinnen und Migranten als bei Einheimischen.

Emotionale Verbundenheit mit den Eltern

Wie eng fühlen Sie sich mit Ihren Eltern heute verbunden? ► (sehr) eng, %

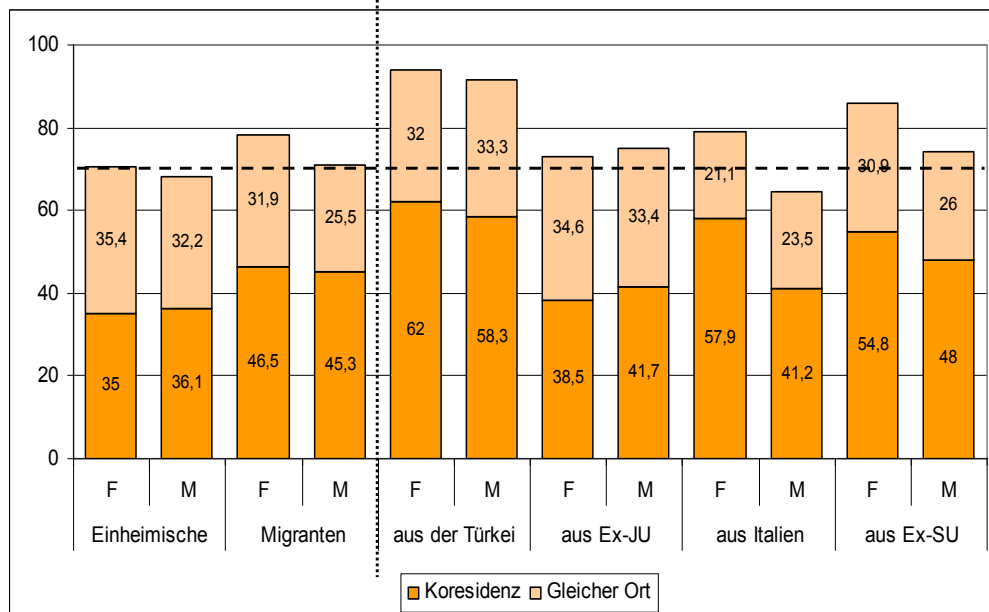


Quelle: Alterssurvey

3. Wohnentfernung zu den erwachsenen Kindern

Nun zu den Kindern. Typischerweise leben die Kinder der Migranten im mittleren Alter auch in Deutschland. Die Familienmitglieder sind gemeinsam immigriert oder die Kinder wurden später nachgeholt (siehe oben). Bei 7% aller Migranten leben alle erwachsenen Kinder im Ausland. Kennzeichnend ist hier also eine große räumliche Nähe (vgl. Baykara-Krumme 2008).

Wohnentfernung zu nächstem erwachsenen Kind:
Im selben Haus bzw. im selben Ort, %



Quelle: Alterssurvey

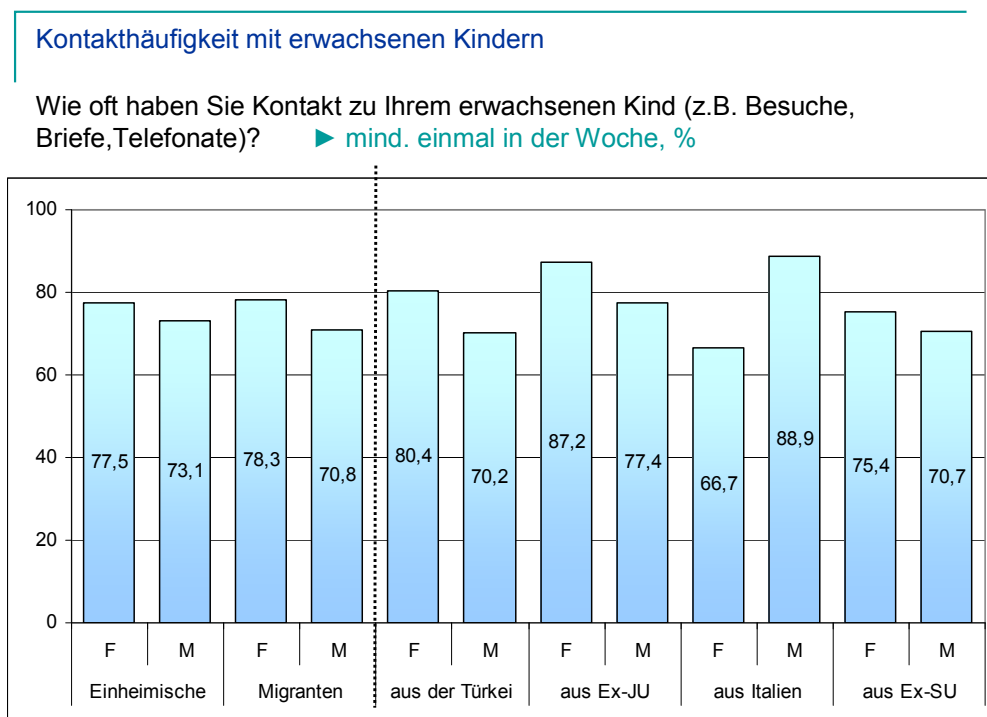
Hier ist zunächst abgetragen, wie viele Migranten und Einheimische mit mindestens einem erwachsenen Kind zusammenleben. Der Anteil ist um ca. 10 Prozent höher bei den Migranten als bei den Einheimischen. Vor allem Migranten aus der Türkei und Italien, aber auch die Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion wohnen mit mindestens einem erwachsenen Kind zusammen; unter Einheimischen ist ein solches intergeneracionales Zusammenleben deutlich seltener.

Familienmitglieder, die gemeinsam in einem Haushalt oder einem Haus leben, verfügen über ein großes gegenseitiges Unterstützungspotenzial. Hier haben Migranten also einen deutlichen Vorteil gegenüber Einheimischen. Zählt man noch die Personen hinzu, bei denen das nächstwohnende Kind in der Nachbarschaft bzw. im gleichen Ort lebt, dann werden die Differenzen zwischen Einheimischen und Migranten etwas geringer. Vor allem wird deutlich, wie nah sich Eltern und Kinder insgesamt sind: In ca. 70 Prozent der Fälle, bei türkeistämmigen Migranten sogar um die 90 Prozent, lebt mindestens ein erwachsenes Kind im gleichen Ort. Für den Austausch von Hilfen in Bedarfsituationen sind das beste Bedingungen.

Sowohl Einheimische als auch Migranten leben typischerweise mit ledigen Kindern zusammen, die selbst noch keine Kinder haben. Drei-Generationen-Haushalte mit Kindern und Enkelkindern sind heute äußerst selten. Sie machen bei Ausländern nur ca. 3 Prozent aller Haushalte aus und bei den Deutschen 1,7 Prozent (Baykara-Krumme & Hoff 2006).

4. Kontakte zu erwachsenen Kindern

Wir wissen aus früheren Untersuchungen, dass Migranten viel Kontakt mit ihren erwachsenen Kindern haben (z.B. Olbermann & Dietzel-Papakyriakou 1995). Bisher fehlte aber der Vergleich zu der alteingesessenen Bevölkerung. Wenn man diese Informationen dazu nimmt, wird deutlich, dass die Unterschiede gar nicht groß sind: Intergenerationaler Kontakt zu erwachsenen Kindern ist in allen Familien recht intensiv.



Quelle: Alterssurvey

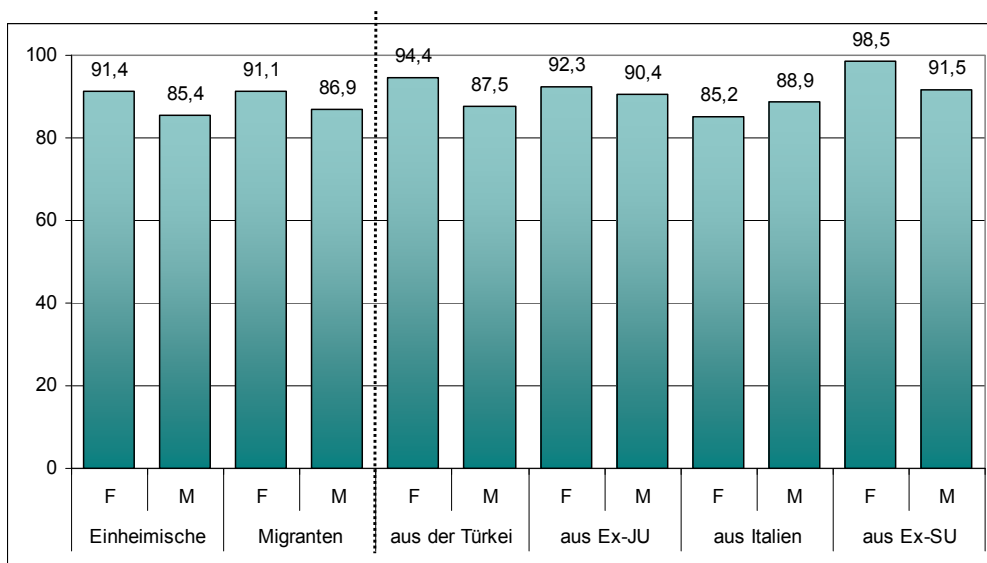
Diese Graphik zeigt, wie viele Befragte mindestens einmal in der Woche Kontakt zu einem erwachsenen Kind haben, das außerhalb des Haushalts lebt. Insgesamt trifft dies für knapp drei Viertel der befragten Einheimischen und Migranten zu. Kontakt beinhaltet sowohl Besuche als auch Telefonate und Briefwechsel. *Kontaktabbrüche* sind bei Migranten und Einheimischen sehr selten. Sie liegen bei 1 bis 2 Prozent (Baykara-Krumme 2007, 2008). Erneut wird deutlich, dass vor allem Frauen den intergenerationalen Kontakt pflegen. Das ist aus der Forschung seit langem bekannt: Frauen sind die „kinkeeper“, die die Familie zusammenhalten. Diese Daten sagen noch nichts über den *Inhalt* der Interaktion zwischen den Generationen aus. Aber sie geben keine Hinweise auf eine Entfremdung zwischen den Generationen – weder bei Einheimischen noch bei Migranten.

5. Nähe zu erwachsenen Kindern

Tatsächlich fühlen sich Eltern ihren erwachsenen Kindern insgesamt sehr verbunden. Wenn man die subjektiv empfundene Qualität der Generationenbeziehungen untersucht, zeigt sich eine ausgesprochen hohe emotionale Nähe zwischen Eltern und ihren Kindern.

Emotionale Verbundenheit mit erwachsenen Kindern

Wie eng fühlen Sie sich mit Ihrem erw. Kind verbunden? ► (sehr) eng, %



Quelle: Alterssurvey

Wiederum sind es in stärkerem Maße die Frauen, die sich ihren erwachsenen Kindern besonders nah fühlen. Vor allem aber zeigt sich hier erneut, dass die Unterschiede zwischen Einheimischen und Migranten eher gering sind. Dieses Muster bleibt über die verschiedenen Alters- und Herkunftsgruppen bestehen. Gerade in einer fremden Umgebung legen Eltern Wert darauf, dass ihre Kinder ihre Herkunftskultur (Sprache, Traditionen) nicht vergessen (vgl. Nauck 2000). Auch diese Daten unterstreichen, dass eine Migrationssituation die intergenerationalen Beziehungen keineswegs schwächt. Familienmitglieder kommunizieren miteinander, wissen viel übereinander und fühlen sich emotional verbunden.

Andererseits gibt es durchaus Differenzen in den Ansichten von Kindern und Eltern (vgl. Nauck 2000, Baros 2001). In der hier vorgestellten Studie wurde auch nach Personen gefragt, mit denen man Konflikte erlebt. Aber weder Einheimische noch Migranten nennen hier in nennenswerter Zahl Eltern oder eigene Kinder. Die Werte liegen jeweils unter 1% (vgl. Baykara-Krumme 2007, 2008).

Andere Studien zu Familienkonflikten belegen allerdings, dass Migrantenjugendliche und junge Erwachsene bei einzelnen Themen häufiger Konflikte mit ihren Eltern erleben als Einheimische. So führen unterschiedliche Vorstellungen vom Leben, das Gefühl, von den Eltern nicht verstanden zu werden oder zu hohe Erwartungen seitens der Eltern und die Sorge, diese nicht erfüllen zu können, bei türkischen und italienischen Migranten häufiger zu Problemen mit den Eltern als bei einheimischen Jugendlichen. Auch Freunde und Partner, die einer anderen ethnischen Gruppe angehören, sorgen für Konfliktstoff – vor allem in türkeistämmigen Migrantenfamilien (Hämmig 2000, Rabold & Diehl 2003). Andere Themen dagegen provozieren bei Migranten und Einheimischen *gleich* häufig Konflikt. Die Autoren dieser Studien resümieren, dass das Konfliktpotenzial demnach in Migrantenfamilien zwar etwas höher sei als bei Einheimischen, es letztlich aber in allen Familien mehr oder weniger häufig zu den “üblichen“ Auseinandersetzungen mit den Eltern komme.

6. Hilfeerwartungen

Wenn die Eltern im höheren Alter sind, sind die Kinder oftmals selbst schon Eltern geworden. Konfliktpotenzial wird hier vor allem aufgrund von hohen Unterstützungs- und Pflegeerwartungen der Eltern an die Kinder vermutet (vgl. Krüger 1995, BMFSFJ 2000, 99f.). Verschiedene Studien zu älteren Migranten belegen, dass diese traditionellen Erwartungen an Familienmitglieder durchaus existieren.

Im Alterssurvey gibt es Informationen darüber, inwiefern Personen der Aussage zustimmen, dass vor allem die Familie sich für die älteren Familienangehörigen verantwortlich fühlen sollte. Es ist bei dieser Frage offen gelassen, wer alternativ zu der Familie diese Verantwortung übernehmen könnte. Wir sehen durchaus große Differenzen zwischen Einheimischen und Migranten. Das ist bemerkenswert und interessant, weil sich hier Befragte als Helfende und als Personen, die Hilfe bekommen (sollten), angesprochen fühlen können. Aber der Begriff „verantwortlich“ impliziert nicht unbedingt eine Übernahme der Hilfe durch die Familie. Zu Fragen der Pflegeleistung, wie z.B. erwartete und tatsächlich geleistete Hilfen, gibt es meines Wissens bisher keinen geeigneten bundesweiten Datensatz. Angesichts der Bedeutung des Themas besteht hier dringender Forschungsbedarf (vgl. auch Habermann et al. 2009).

%	Einheim.	Migranten	...Türkei	...Ex-JU	...Italien	...Ex-SU
„Stimme voll zu“	13	26	35	24	23	33

7. Unterstützungspotenziale

Mit den Daten des Alterssurvey können wir aber zeigen, wie, allgemeiner, die Unterstützungsnetzwerke von Zugewanderten und Einheimischen in der zweiten Lebenshälfte aussehen. Gefragt wurde zum einen danach, an wen man sich wenden könnte, wenn man Rat bei persönlichen Entscheidungen braucht.

Kognitive Unterstützungspotenziale

Wenn Sie wichtige persönliche Entscheidungen zu treffen haben:
Haben Sie jemanden, den Sie um Rat fragen können? (%)

	Einheimische	Migranten	... Türkei	... Ex-JU	... Italien	... Ex-SU
Eltern	22	12	2	20	22	27
Erw. Kinder	39	38	49	36	44	39
Geschwister	19	16	6	14	19	19
Andere Verwandte	8	6	2	7	6	9
Andere Personen	30	24	11	33	23	16

Quelle: Alterssurvey

In allen betrachteten Gruppen sind erwachsene Kinder außerhalb des Haushalts die wichtigste Bezugsperson, für Einheimische wie für Migranten. Für türkeistämmige Migranten sind Kinder besonders wichtig. Hier spielen dafür die Eltern nur eine geringe Rolle. In allen anderen Migrantengruppen dagegen werden Eltern, trotz der größeren Wohnentfernung, genauso häufig genannt. Geschwister sind für alle ähnlich wichtige Bezugspersonen, andere Verwandte dagegen kaum. Nichtverwandte sind im Schnitt für Einheimische wichtiger. Ein ähnliches Muster ergibt sich für das emotionale Unterstützungspotenzial.

Emotionale Unterstützungspotenziale

An wen könnten Sie sich wenden, wenn Sie einmal Trost oder Aufmunterung brauchen, z.B. wenn Sie traurig sind: Hätten Sie da jemanden? %

	Einheimische	Migranten	... Türkei	... Ex-JU	... Italien	... Ex-SU
Eltern	18	11	2	12	11	26
Erw. Kinder	34	33	35	28	46	40
Geschwister	14	13	5	14	14	21
Andere Verwandte	6	5	3	6	8	9
Andere Personen	29	23	14	38	19	17

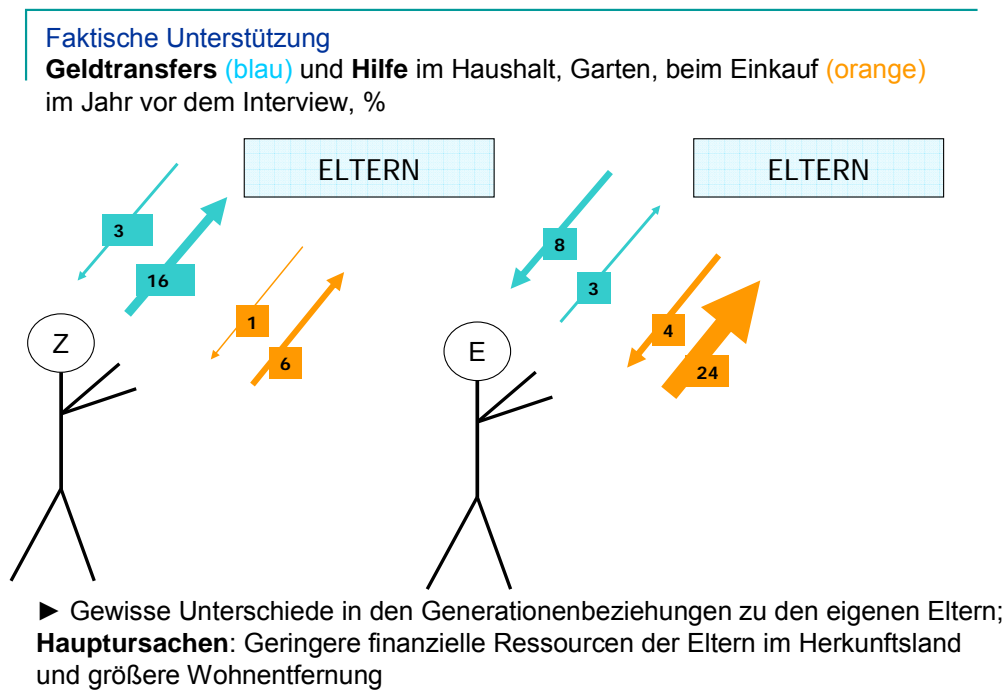
Quelle: Alterssurvey

8. Faktischer Hilfeaustausch

Zum Schluss möchte ich einige Daten zum faktischen Hilfeaustausch vorstellen. Interessanterweise spielt ja die große Wohnentfernung für den potenziellen Austausch von Unterstützung (Rat, Trost) keine große Rolle. Das ist anders bei der tatsächlich geleisteten Hilfe und das ist ja auch nachvollziehbar: Nur wenn der Weg zum anderen nicht zu weit ist, kann bei Bedarf oder auch regelmäßig Hilfe geleistet werden. Finanzielle Geldtransfers dagegen sollten weitgehend unabhängig von der geographischen Entfernung sein.

Hier wurde nach Hilfeleistungen im Jahr vor dem Interview gefragt. Forschung zu der alteingesessenen Bevölkerung konnte zeigen, dass Menschen in der zweiten Lebenshälfte ihre Eltern vor allem instrumentell unterstützen. Finanzielle Transfers dagegen fließen von oben nach unten: Die heutige alte, vergleichsweise finanzstarke Elterngeneration unterstützt die eigenen Kinder, sowohl durch Geschenke zu Lebzeiten, als auch durch Erbschaften. Das findet sich auch in diesen Daten: 24 Prozent der Einheimischen haben den Eltern im Haushalt etc. geholfen, nur 4 Prozent wurden ihrerseits von Eltern unterstützt. Ca. 8 Prozent haben dafür allerdings finanzielle Unterstützung erhalten, viel weniger haben ihren Eltern finanziell geholfen. Bei Migranten zeigt sich hier ein anderes Bild. Instrumentelle Hilfe wird in viel geringerem Maße ausgetauscht und finanzielle Transfers fließen viel häufiger von den jungen und mittleren Alten zu den alten Eltern. Dieses Muster ist aus den Ländern mit schwachen

Renten- und Gesundheitssystemen bekannt, in denen alte Eltern aufgrund fehlender staatlicher Sicherungssysteme auf Hilfen der Kinder angewiesen sind.



Vor allem Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien leisten finanzielle Unterstützung in ihr Herkunftsland (vgl. Baykara-Krumme 2008). Insgesamt zeigen andere Studien, dass Rücküberweisungen tatsächlich vor allem in den Familien getätigt werden, in denen Eltern oder Großeltern im Herkunftsland leben (z.B. Holst & Schrooten 2007, Holst u.a. 2008). Transfers können sich aber auch an Geschwister im Herkunftsland richten, wenn diese z.B. die Pflege der Eltern übernommen haben. Sie kompensieren die fehlende Anwesenheit, stellen in vielen Fällen aber auch eine wichtige Einkommensquelle für die Familie dar.

Qualitative Studien bestätigen, dass ältere Migranten sich ihren alten Eltern gegenüber verpflichtet fühlen und dafür auch mehrmals im Jahr zwischen Deutschland und dem Herkunftsland hin- und her pendeln, um Hilfe und Pflege leisten zu können – und um Geschwister, die im Herkunftsland geblieben sind, zu unterstützen (z.B. Mätthäi 2004).

Die Generationenbeziehungen zu den eigenen Eltern unterscheiden sich also durchaus zwischen der einheimischen und der Migrantenbevölkerung, vor allem aufgrund der deutlich größeren Wohnentfernung und den geringeren finanziellen Ressourcen der Eltern (im Herkunftsland). Insgesamt sind Hilfeleistungen von Migranten an Eltern seltener. Zugleich können Migranten seltener auf Unterstützung durch Eltern zurückgreifen. Am stärksten

ähneln die Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion der einheimischen Bevölkerung. Das liegt vor allem daran, dass sie häufig im Familienverband nach Deutschland eingereist sind. Wie in der einheimischen Bevölkerung wohnt der Großteil der Eltern hier also in unmittelbarer Nähe.

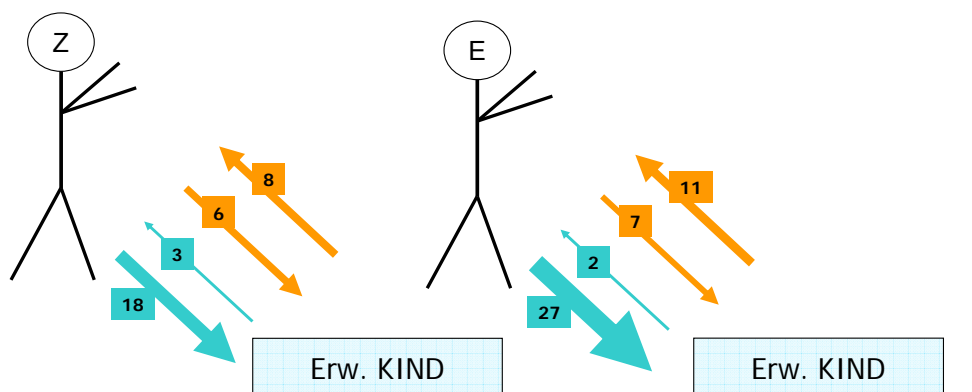
Hinsichtlich des Austausches von Hilfe mit den eigenen erwachsenen Kindern wissen wir aus früheren Untersuchungen, dass Migranten ihren Kindern mehr Hilfe zukommen lassen als sie selbst von ihnen erhalten. Kinder sind nicht nur die wichtigsten Unterstützungspersonen für Ältere, sondern auch die wichtigsten Empfänger der Hilfe von Älteren (vgl. Dietzel-Papakyriakou & Olbermann 1996, Freie und Hansestadt Hamburg 1998, Zeman 2005). Ist das ein anderes Muster als in der alteingesessenen Bevölkerung? Erst der Alterssurvey bietet hier vergleichende Zahlen. Im Hinblick auf Unterstützung bei der Betreuung von Enkelkindern sind die Differenzen marginal. Jeweils knapp ein Drittel der Einheimischen und der Migranten, die Enkelkinder haben, übernehmen gelegentlich deren Betreuung (Baykara-Krumme 2008).

In Bezug auf instrumentelle Hilfe im Haushalt, Garten oder beim Einkauf zeigen diese Daten, dass die Unterschiede zwischen Migranten und Einheimischen hier eher äußerst gering sind.

Faktische Unterstützung

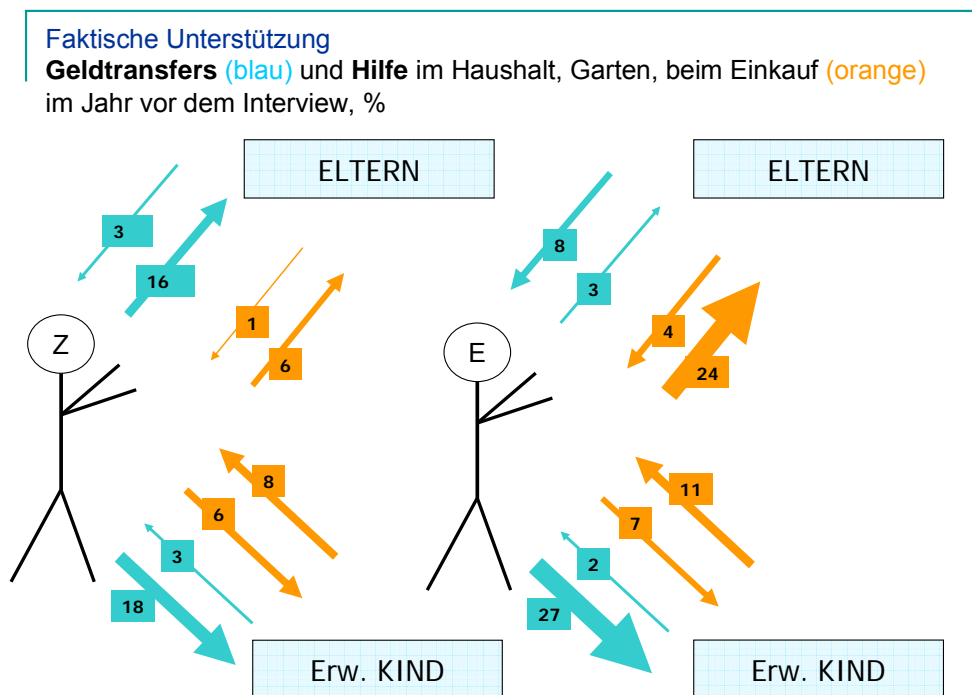
Geldtransfers (blau) und **Hilfe** im Haushalt, Garten, beim Einkauf (orange) im Jahr vor dem Interview, %

- Gewisse Unterschiede in den Generationenbeziehungen zu den eigenen Kindern; aber bei Berücksichtigung von Zusammenleben UND Geldtransfers insgesamt ähnliche Unterstützungsmuster



Ein Unterschied zeigt sich bei den finanziellen Transfers: Seltener als Einheimische (27 Prozent) unterstützen Migranten ihre erwachsenen Kinder finanziell (18 Prozent). Dies hängt

unter anderem mit den geringeren Einkommen und Renten der Migranten im Vergleich zu den Einheimischen zusammen. Allerdings bedeutet dies nicht, dass das Unterstützungspotenzial durch Eltern insgesamt geringer ist. Vor allem türkeistämmige Migranten, aber auch Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion und Italien transferieren selten Geld an ihre Kinder. Dies sind jedoch zugleich die Migranten, die, wie vorne gezeigt, besonders häufig mit erwachsenen Kindern zusammenleben. Alternativ zu Geldtransfers stellt also das gemeinsame Zusammenleben eine Form der Unterstützung dar. Migranten helfen ihren Kindern also „anders“. Und das ist interessanterweise auch ein Ergebnis der international vergleichenden Forschung: In den südeuropäischen Ländern wohnen Kinder viel länger zuhause bei ihren Eltern, während in den nordeuropäischen Ländern die Familienmitglieder viel öfter getrennt leben, Eltern ihre Kinder aber finanziell unterstützen (z.B. Kohli 2009).



V Generationenbeziehungen – Zusammenfassung und Ausblick

Die vergleichenden Daten zeigen, dass die Familie für Einheimische *und* für Migranten von großer Bedeutung ist. Weder das Bild von einem Auseinanderbrechen des Familienzusammenhangs, noch jenes einer besonders ausgeprägten Familienkohäsion im Migrationskontext können bestätigt werden. Das heisst möglicherweise auch: Angesichts der

konstatierten familialen Solidarität in deutschen Familien bedeutet eine kulturelle Assimilation der zweiten Migrantengeneration nicht zwangsläufig die Aufhebung der Generationensolidarität (vgl. BMFSFJ 2000).

- Die emotionalen Bande sind in Migrantenfamilien ähnlich eng wie bei Einheimischen, die Kontakthäufigkeit ist ausgesprochen hoch.
- Migranten im mittleren und höheren Alter sind wie Einheimische eine Unterstützungsressource für die eigenen Eltern und die Kinder; allerdings differiert die Art der Hilfe.
- Migranten im mittleren und höheren Alter bekommen wie Einheimische seltener Hilfe als sie geben, sehen aber in ihren Kindern und Eltern ein wichtiges Unterstützungspotenzial.
- Konflikte existieren, spielen aber zumindest in der Darstellung der Eltern eine geringe Rolle – bei Einheimischen und bei Migranten.

Dieses Bild mag erstaunen. Man kann sich fragen, ob diese Ergebnisse tatsächlich der Realität entsprechen – oder ob die hier geäußerten familialen Bindungen und Unterstützungen bzw. die Unterstützungspotenziale mehr Wunsch als Wirklichkeit sind (wie es Zeman tut, 2005)?

Nur vergleichende Daten bieten die Möglichkeit, Besonderheiten oder Abweichungen nachweisen zu können. Nur sie können aber auch zeigen, dass Unterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen vielleicht gar nicht so groß sind – oder aber quer zu der Unterscheidung Migrant – Nichtmigrant liegen.

Andererseits erfassen diese allgemeinen Daten die komplexen Lebenssituationen einzelner eingewanderter Menschen nur ungenügend, und ergeben angesichts der Heterogenität der hier betrachteten Gruppe älterer Migranten nur ein erstes Gesamtbild, das durch weitere spezifische Studien und Analysen zu ergänzen ist. Ein wichtiger Aspekt ist sicherlich, dass im Rahmen des Alterssurveys nur Personen befragt wurden, die ausreichend Deutsch sprechen (vgl. Baykara-Krumme & Hoff 2006). Dies ist ein Grundproblem vieler größerer Studien zu Migranten in Deutschland. Die sprachlich weniger integrierten Personen werden damit aus der Betrachtung von vorneherein ausgeschlossen.

Insgesamt darf grundsätzlich die Fragilität sozialer Ressourcen nicht unterschätzt werden. Jenseits von sozialpolitischer Dramatisierung und ethnisierender Verklärung (Reinprecht 2006, 99) stellen bei Zugewanderten und Alteingesessenen vor allem die nicht in funktionierenden Generationenbeziehungen verwurzelten Personen (z.B. Kinderlose), und darunter in beiden Gruppen vor allem die finanzschwachen Personen, eine Gruppe dar, der Aufmerksamkeit gelten muss.

Trotz gewisser, hier berichteter Gemeinsamkeiten in den Generationenbeziehungen sind Zugewanderte im Schnitt in mancher Hinsicht gegenüber Einheimischen benachteiligt.

(1) Die Verpflichtungen gegenüber Verwandten im Herkunftsland, vor allen den Eltern, können eine große Belastung und möglicherweise auch einen Loyalitätskonflikt darstellen, denen Einheimische so nicht ausgesetzt sind (vgl. Saraceno 2009, 127). Zeitliche und finanzielle Ressourcen müssen geteilt werden. Dabei sind die finanziellen Ressourcen von Migranten im mittleren und höheren Alter im Durchschnitt deutlich geringer als jene von Einheimischen. Während zumindest einige Einheimische von den Eltern unterstützende Transfers erhalten und wiederum Transfers an ihre erwachsenen Kinder weitergeben, sind Migranten als Geldgeber für die Eltern und die Kinder gefordert.

(2) Nicht nur die geringeren finanziellen Ressourcen der Zugewanderten, auch ihre durchschnittlich schlechtere gesundheitliche Situation reduzieren die Unterstützungsmöglichkeiten für die Nachkommen und bedeuten andererseits größere Unterstützungsbedarfe durch Familienangehörige. Auch geringe deutsche Sprachkenntnisse machen eine zusätzliche, intensive Unterstützung durch Familienangehörige erforderlich. Nach dieser migrantenspezifischen Art von Hilfestellung bzw. diesen Hilfebedarfen wurde in der hier berichteten Studie leider gar nicht gefragt.

(3) Schließlich scheinen die Erwartungen an die Familie bei Migranten tatsächlich deutlich höher zu sein. Und zugleich existiert, so zeigen es qualitative Studien, eine große Unsicherheit hinsichtlich familiärer Unterstützung im höheren Alter. Das wurde auch in den anfangs berichteten Interviews mit den türkeistämmigen Rentnern deutlich, die im Ruhestand pendeln. Verschiedene kleinere Studien zeigen, dass intergenerationelle Aushandlungen über die Familienversorgung kaum stattfinden (Zeman 2005, 70). Die hier vorgestellten Daten können keine endgültige Antwort darauf geben, wie die Familienversorgung geregelt wird, zeigen aber zumindest, dass gewisse Voraussetzungen für eine solche Unterstützung vorhanden sind – in der zugewanderten wie bei der einheimischen Bevölkerung. Letztlich bleibt es für Einheimische wie für Zugewanderte umstritten, ob Familien (und es sind vor allem die Frauen) in Zukunft die erforderlichen Unterstützungsleistungen erbringen können. Die Frage nach einer möglichen Überlastung der familialen Unterstützungsressourcen bei zunehmender Pflegebedürftigkeit älterer Menschen ist, so das Fazit der familiensoziologischen Forschung zu diesem Thema, für bedürftige Einheimische und Migranten virulent.

Dass die Unterschiede in den Generationenbeziehungen zwischen Migranten und Einheimischen gleichwohl häufig überschätzt werden, zeigen auch aktuelle Daten eines neuen Familiensurveys (pairfam), in der die Generationenbeziehungen aus der Perspektive der Jugendlichen und jungen Erwachsenen betrachtet werden (Baykara-Krumme u.a. 2009). Junge Erwachsene mit und ohne Migrationshintergrund beurteilen demnach die intergenerationale emotionale Verbundenheit als ausgesprochen hoch, haben häufigen Kontakt mit ihren Eltern und zeigen sehr hohe Unterstützung für die Aussage, dass sich Eltern und Kinder ein Leben lang gegenseitig unterstützen sollten. Es ist die Aufgabe der Gesellschaft, alle Familien entsprechend ihrer jeweiligen Bedürfnisse darin zu unterstützen, diese intergenerationale Hilfe auch leisten zu können. Politische Maßnahmen sollten daher nicht nur auf die Hilfsbedürftigen selber ausgerichtet sein, sondern auch auf deren Unterstützer.

Kontakt:

Dr. Helen Baykara-Krumme

Institut für Soziologie, Technische Universität Chemnitz

helen.baykara@phil.tu-chemnitz.de

Literatur

- Adolph, H. (2001): Die Situation älterer Migranten in Deutschland im Spiegel des 3. Altenberichts der Bundesregierung. Unveröffentlichter Vortrag. Berlin: DZA.
- AiD 2000: Alt werden in der Fremde. In: Ausländer in Deutschland: Aktueller Informationsdienst zu Fragen der Migration und Integrationsarbeit, 3. Isoplan: Saarbrücken.
- Albertini, M. et al. (2007): Intergenerational transfers of time and money in European families: common patterns - different regimes? In: *Journal of European Social Policy* 17, 319-334.
- Attias-Donfut, C. et al. (2005): European patterns of intergenerational transfers. In: *European Journal of Aging* 2, 161-173.
- Baros, W. (2001): Familien in der Migration. Frankfurt/M. et al.: Peter Land.
- Baykara-Krumme, H. (2007): Gar nicht so anders: Eine vergleichende Analyse der Generationenbeziehungen bei Migranten und Einheimischen in der zweiten Lebenshälfte. Discussion Paper SPIV 2007-604. Berlin: WZB.
- Baykara-Krumme, H. (2008): Immigrant families in Germany. Intergenerational solidarity in later life. Berlin: Weißensee Verlag.
- Baykara-Krumme, H. & A. Hoff (2006): Die Lebenssituation älterer Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. In: C. Tesch-Römer, H. Engstler & S. Wurm (Hrsg.): *Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 447-517.
- Baykara-Krumme, H., Klaus, D. & A. Steinbach (2009): Generationenbeziehungen in Deutschland: Ein Vergleich von einheimischen Familien und Familien mit Migrationshintergrund. Vortrag auf der 1. Pairfam Nutzerkonferenz, 8./9. Oktober 2009, Mannheim.
- Bengtson, V. & R. E. L. Roberts (1991): Intergenerational solidarity in aging families: An example of formal theory construction. In: *Journal of Marriage and the Family* 53, 856-870.
- Blome, A., u.a. (2008): *Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2000): *Familien ausländischer Herkunft. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen. Sechster Familienbericht*. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2005): *Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen*. Berlin.
- Freie und Hansestadt Hamburg (1998): *Älter werden in der Fremde. Wohn- und Lebenssituation älterer ausländischer Hamburgerinnen und Hamburger*. Hamburg.
- Giarrusso, R. et al. (2005): Aging parents and adult children: New perspectives on international relationships. In: M. L. Johnson (ed.): *The Cambridge Handbook of Age and Ageing*. Cambridge: University Press, 413-421.
- Habermann, M. u.a. (2009): Planung und Steuerung der Pflegeversorgung auch für Migranten und Migrantinnen? – Eine Analyse der Pflege und Gesundheitsberichterstattung in der ambulanten und stationären Altenpflege. In: *Gesundheitswesen* 71, 1-5.
- Hämmig, O. (2000): *Zwischen zwei Kulturen. Spannungen, Konflikte und ihre Bewältigung bei der zweiten Ausländergeneration*. Opladen: Leske + Budrich.
- Herwartz-Emden, L. (2000): Einleitung: Geschlechterverhältnis, Familie und Migration. In: L. Herwartz-Emden (Hrsg.): *Einwandererfamilien*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch, 9-50.
- Hoff, A. (2006): Intergenerationale Familienbeziehungen im Wandel. In: C. Tesch-Römer, H. Engstler & S. Wurm (Hrsg.): *Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 231-288.
- Holst, E. & M. Schrooten (2007): Migration und Geld. Überweisungen aus Deutschland ins Heimatland erheblich. In: *Wochenbericht des DIW* 74(19), 310-315.
- Holst, E. et al. (2008): *Gender, Migration, Remittances: Evidence from Germany*. DIW Discussion Papers Nr. 800. Berlin.
- Ehmer, J. (2000): Ökonomische Transfers und emotionale Bindungen in den Generationenbeziehungen des 18. und 19. Jahrhunderts. In: M. Kohli & M. Szydlik (Hrsg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich: 77-96.
- Engstler, H. & S. Wurm (2006): Datengrundlagen und Methodik. In: C. Tesch-Römer, H. Engstler & S. Wurm (Hrsg.): *Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 47-84.
- Kaewnetara, E. & H. Uske (2001). *Migration und Alter. Auf dem Weg zu einer kulturkompetenten Altenarbeit. Konzepte, Methoden, Erfahrungen*. Duisburg, DISS.
- Kocka, J. M. Kohli & W. Streeck (Hrsg.) (2009): *Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik*. Halle: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina.

- Kohli, M. (1999): Private and public transfers between generations: Linking the family and the state. In: *European Societies* 1, 81-104.
- Kohli, M. (2009): Familiäre Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat. In: J. Kocka, M. Kohli & W. Streeck (Hrsg.): *Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik*. Halle: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, 8, 91-114.
- Kohli, M. u.a. (2000): Generationenbeziehungen. In: M. Kohli & H. Künemund (Hrsg.): *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, 176-211.
- Krüger, D. (1995): Pflege im Alter. Pflegeerwartungen und Pflegeerfahrungen älterer türkischer Migrantinnen; Ergebnisse einer Pilotstudie. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 13, 3, 71-86.
- Krumme, H. (2004). Fortwährende Remigration: Das transnationale Pendeln türkischer Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten im Ruhestand. In: *Zeitschrift für Soziologie* 2, 138-153.
- Künemund, H. & M. Rein (1999): There is more to receiving than needing: theoretical arguments and empirical explorations of crowding in and crowding out. In: *Ageing and Society* 19, 93-121.
- Künemund, H. & C. Vogel (2006): Öffentliche und private Transfers und Unterstützungsleistungen im Alter - 'crowding in' oder 'crowding out'? In: *Zeitschrift für Familienforschung* 18, 3, 269-289.
- Matthäi, I. (2004): Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Menning, S. & E. Hoffmann (2009): Report Altersdaten. Ältere Migrantinnen und Migranten. Deutsches Zentrum für Altersfragen, DZA. Berlin.
- Nauck, B. (1997): Intergenerative Konflikte und gesundheitliches Wohlbefinden in türkischen Familien. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich. In: B. Nauck & U. Schönpflug (Hrsg.): *Familien in verschiedenen Kulturen*. Stuttgart: Enke, 324-354.
- Nauck, B. (2000): Eltern-Kind-Beziehungen in Migrantenfamilien - ein Vergleich zwischen griechischen, italienischen, türkischen und vietnamesischen Familien in Deutschland. In: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hrsg.): *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation*. Materialien zum 6. Familienbericht, Band I. Opladen: Leske + Budrich, 347-392.
- Nauck, B. & A. Kohlmann (1998): Verwandtschaft als soziales Kapital - Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.): *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, 203-235.
- Nauck, B. & J. Suckow (2006): Intergenerational relationships in cross-cultural comparison: How social networks frame intergenerational relations between mothers and grand-mothers in Japan, Korea, China, Indonesia, Israel, Germany, and Turkey. In: *Journal of Family Issues* 27, 1159-1185.
- Nave-Herz, R. (1998): Die These über den "Zerfall der Familie". In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 286-315.
- Olbermann, E. & M. Dietzel-Papakyriakou (1995): Entwicklung von Konzepten und Handlungsstrategien für die Versorgung älter werdender und älterer Ausländer. Bonn.
- Peuckert, R. (1999): Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske+Budrich.
- Pries, L. (1996): Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeiterwanderungen Mexiko-USA. In: *Zeitschrift für Soziologie* 25, 456-472.
- Rabold, S. & C. Diehl (2003): Migration und familiäre Konflikte. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 28, 2-4, 355-368.
- Reinprecht, C. (2006). *Nach der Gastarbeit. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft*. Wien: Braumüller.
- Saraceno, C. (2009): The impact of aging on intergenerational relationships on the context of different family and welfare regimes. In: J. Kocka, M. Kohli & W. Streeck (Hrsg.): *Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik*. Halle: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, 8, 115-131.
- Zeman, P. (2005): Ältere Migranten in Deutschland. Befunde zur soziodemographischen, sozioökonomischen und psychosozialen Lage sowie zielgruppenbezogene Fragen der Politik- und Praxisfeldentwicklung. Expertise im Auftrag des Bundesamtes für Flüchtlinge und Migration. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen.